

Zeit und Leben : Texte aus dem Schreibmaschinengebiet

Autor(en): **Steiner, Jürg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauener Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **79 (2005)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-559316>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jürg Steiner

Zeit und Leben. Texte aus dem Schreibmaschinengebiet

Nach dem Erscheinen seiner Aufzeichnungen mit dem Titel «Dämmerung» in den Aarauer Neujaahrsblättern im November 2001 wurde Jürg Steiner keinen Monat später in der «Aargauer Zeitung» von einem begeisterten Redaktor der Titel eines «Aarauer Literaturpreisträgers» verliehen. Zu Recht, denn Jürg Steiner ist nicht nur ein launiger Erzähler, er ist auch ein Meister der Sprache, die sich bei ihm durch Genauigkeit, Schwung und rhythmische Leichtigkeit auszeichnet. Regelmässig schreibt er auf dem Hungerberg: kleine Prosaskizzen, Kritiken, Gedichte, Aphorismen, Miszellen, Miniaturen, Notizen. Er schreibt für sich – meist in den «frühen Nachmittagsstunden, den schwersten Stunden des Tages» –, und nur wenige Menschen haben bis heute Einblick in dieses reiche «Schreibmaschinengebiet». Die Aufzeichnungen sind seit seiner Pensionierung vor sechs Jahren stetig gewachsen und füllen mittlerweile fünf umfangreiche Bände. Seine Spezialitäten sind subtile Reflexionsgedichte – oft aufs Minimale reduziert und in einfache Form gefasst – sowie pointiert abgefasste Aphorismen: «Wir sterben als Geschöpf, das wir schon immer gewesen sind, und als Person, die wir geworden sind.» Schreiben – als eine Form des Spiels – ist für den Einzelgänger vom Hungerberg zur Existenzform geworden. (Fridolin Stähli)

I Prosa: Aufzeichnungen und Aphorismen

Aphorismen sind das Kurzfutter der Literatur. Ihr Nährwert ist gering. Nach dem fünften Häppchen erinnert man sich schon nicht mehr an das dritte. Umso erstaunlicher ist es, wie gierig wir diese kleinen Dinger verschlingen – wie spanische Nüsschen!

Warum bleiben Gedanken so schlecht haften? Weil sie kein «Fleisch», keinen «Körper» haben.

Wer jahrelang Gedanken aufschreibt, stellt eines Tages fest, dass der Kreis, in dem sie sich bewegen, einen bestimmten Umfang nicht überschreitet. Sehr selten stellt sich ein Gedanke ein, der Neuland betritt.

Ich weiss nicht genau, warum ich mir einen Gedanken notiere und einen anderen nicht. Wahrscheinlich entscheidet darüber ein Wertgefühl, das über die Relevanz des Gedachten wacht. Dieses Wertgefühl kann trügen. Ein Gedanke, der mir wichtig schien, erweist sich beim späteren Wiederlesen als dürftig, was wiederum nicht heisst, dass ihn ein fiktiver Leser nicht gut finden könnte.

Der Zwang ernährt sich von der Dauer. Er mag es nicht, wenn wir uns unverzüglich fügen.

Nie sagt man über den Zwang etwas Gutes! Nie gestattet man sich die Einsicht, dass der Zwang uns auch schützt!

Rilke, der feine Geist, wünscht sich, uns, jedem einen «eigenen» Tod. Ich ahne, was er damit meint, und kann es würdigen. Trotzdem: Die Tatsache, dass wir den Tod (das Sterbenmüssen) all der Unzähligen, die uns vorangegangen sind, repetieren, ist als Sterbehilfe nicht gering zu achten. Der Tod, scheint mir, kümmert sich um die Einzigartigkeit eines Menschen weit weniger, als Rilke es sich erhofft hat. Der Tod, der grosse Gleichmacher, hält es nicht mit den Subtilen.

Wenn es ein Glück im Unglück gibt, dann müsste es eigentlich auch ein Unglück im Glück geben – eine bittere und äusserst unauffällige Logik. Das Unglück im Glück gehört zu den verborgensten Dingen im Seelenleben.

Alltagsasketen – ich kenne welche – sind Meister der Selbstfürsorglichkeit. Kleine, lasterfreie Heilige, die nie Gefahr laufen, das Wenige, das sie sich gönnen, mit anderen teilen zu müssen.

Kleine Laster sind die Eintrittspforten der Liebe. Vor den Lasterlosen zuckt die Liebe zurück.

Anders als die Tugend scheut das Laster das helle Tageslicht. Was, frage ich, soll daran unschicklich sein? Ein etwas feineres Gespür für Diskretion stünde auch der sich sonnenden Tugend nicht schlecht.

Weil man Aphorismen sofort vergisst, muss man sie immer wieder lesen. Beispielsweise Schopenhauers «Aphorismen zur Lebensweisheit». Aphorismen sind unaufdringliche Lebensbegleiter, kleine Kristallisationen im ewigen Strom der Assoziationen und halben Gedanken.

Traum. Ich sitze als alter Mann im Deutschen Seminar an der Uni Zürich. Es werden Textstellen besprochen, in denen der «Zeitbegriff» eine entscheidende Rolle spielt. Plötzlich sagt jemand in meinem Rücken: «Es gibt ja gar keine Zeit mehr!» Ich erwache und stelle fest, dass mich die Absurdität des Satzes nicht im Geringsten irritiert.

Die Kleider, die wir getragen und ausgetragen haben, sind ein Stück unserer inneren Biografie. Noch heute, mit 67 Jahren, trage ich an heissen Sommertagen im Garten eine verwaschene hellgrüne Kadettenturnhose, die ich als Zwölfjähriger bekam. Sie wurde aus «Weitsicht» so gross gekauft, dass ich sie nie auswachsen konnte. Ich erinnere mich genau an die Pein, die ich als Bub empfand, wenn ich zu grosse Kleider tragen musste. Die «kurze» blaue Manchesterhose, die so lang war, dass ich sie mir von den Hosensäcken aus ständig über die Knie ziehen musste, verfolgt mich bis an mein Lebensende. Ich hatte um sie bestimmt ein Jahr lang gebettelt, sie war ein Traum von mir gewesen. Nun endlich hatte ich sie und war tief unglücklich, weil sie nicht passte; sie war zu lang und blieb zu lang. Auf diese Weise ist mir die Freude an Kleidern früh vergällt worden, und die Freude ist nie mehr zurückgekehrt. Es braucht Jahre, bis ich mich dazu überreden lasse, ein Kleidergeschäft zu betreten.

Nicht immer bedrückt es uns, wenn wir uns missverstanden fühlen; es gibt auch Missverständnisse, die uns schmeicheln.

Nicht das, was fest steht, sondern das, was zu kippen droht, ist spannend. Stets sind wir leise enttäuscht, wenn das, was auf der Kippe steht, letztlich doch nicht kippt.

Was wäre die dramatische Kunst ohne die Kippe, ohne die schlimme oder glückliche Wendung!

Ich stosse auf das Wort «Sollbruchstelle». Ich frage mich sofort, wo ich, wenn ich breche, brechen soll.

Auf dem Autobahnzubringer überholt mich, von rechts kommend, ein junger Mann, biegt abrupt ein und stoppt vor dem Rotlicht. Ich sage zu meiner Frau, die neben mir sitzt und erschrocken ist: «Der Mensch – ich meine das Geschöpf – ist wahnsinnig.» Meine Frau sagt: «Der Mensch ist eine Episode.» «Hoffen wir's», sage ich.

Das ethische Minimum: schonend leben; nur brauchen, was man tatsächlich braucht. Das heisst, dass wir in unseren Breitengraden unter dem ethischen Minimum leben.

Die Affekte altern nicht. Im Affekt reagiere ich, wie ich als Kind reagiert habe. Ich nehme an, dass auch die Seele nicht altert.

Der Mensch scheitert hauptsächlich an zwei Problemen: am Erkenntnisproblem und am Machtproblem. Die beiden sind innerlich verbunden. Wir scheitern am Zweiten, weil wir am Ersten scheitern. Und am Ersten scheitern wir, weil wir unsere Stellung in der Schöpfung nicht begriffen haben. Wir führen Krieg, statt zu schützen.

Warum ist das Wasser nass? Woher kommt der Wind? Warum müssen die Menschen sterben? – Kinderfragen sind darum oft lästig, weil sie die Erwachsenen daran erinnern, wie schnell sie mit den grossen und kleinen Wundern der Schöpfung fertig geworden sind.

Mir ist einer, der glaubhaft zweifelt, lieber als einer, der zweifellos glaubt.

Zum rauschenden Sieg, den alle so lieben, tritt unbemerkt der stille Sieg: der Sieg des Nichtwollens über das Wollen, des Verzichts über die Gier.

«Der überlegene Mann hingegen braucht keine Frau. Seine Wollust bedarf keiner sexuellen Inbesitznahme. Eine Frau aber, selbst eine überlegene, könnte dies nie für sich geltend machen. Die Frau ist zutiefst sexuell.» (Fernando Pessoa, Das Buch der Unruhe)

Was Pessoa behauptet, glauben Männer, dumm, wie sie sind, seit Jahrhunderten, weil sie wünschen, dass es so wäre. Sexuell «bedürftig» sind nicht die Frauen, sondern die Männer. Sexualität ist nicht das «Wesen» der Frau. Viel mehr ist die Sexualität eines ihrer Mittel – oft das nahe liegendste –, sich den Mann ge-

fügig zu machen, eine Art Machtersatz. Aber auch das ist natürlich nicht die ganze Wahrheit, höchstens einer ihrer Aspekte. Sicher scheint mir nur, dass im verschlungenen Spiel der Sexualität nicht der «Liebe», sondern der Macht die Hauptrolle zufällt.

Klotho, Lachesis, Atropos: die drei Schicksalsgöttinnen der Griechen! Die Erste spinnt den Lebensfaden, die Zweite teilt das Los zu, die Dritte schneidet den Lebensfaden ab. Welch ein Dreigestirn! Mich berührt, dass es Frauen und keine Männer sind, die über unser Schicksal befinden. Geburt und Tod und was dazwischen liegt, sind weibliche Domänen; die Männer sind nicht «eingeweiht». Ihre Daseinsberechtigung beschränkt sich aufs Zeugen und Kämpfen, für alles Übrige sind sie nicht recht zu gebrauchen; auch erwachsen bleiben sie Kinder, der Hege und Pflege, des Trostes und Lobes bedürftig. Sie gleichen dem Wind, der über die Meeresoberfläche streift, erregbar erregend, Sturm entfachend, dann wieder erlahmend, dem Spiel, dem Rausch, dem Nichtstun ergeben. Nie gelangen sie hinunter zu den stillen Gewalten, die in der Tiefe hausen. In Goethes Faust II heissen diese «Mütter», und einiges deutet darauf hin, dass sie älter und mächtiger sind als die chthonischen Gottheiten Gää und Pluton. Folgt man Goethe, lässt sich der «Gang» zu ihnen nur mit magischen Mitteln bewerkstelligen. Vor ihr Antlitz zu treten muss furchtbar sein. Möglich, dass Faust von ihnen die Quittung erhält für sein hochfahrendes Streben nach Allwissenheit und für die Zerstörung eines unschuldigen Geschöpfes. Nichts dürfte den «Müttern» heiliger sein als das Leben in nuce, nichts verdammungswürdiger als der Wahn, die Vernichtung des Lebens im Keim könne dank gütigen himmlischen Mächten der Strafe entgehen. Vor der unerbittlichen Strenge der «Mütter» zerbricht unser Tun und Trachten in nichts, und unser anmassendes Reden über «letzte Dinge» prallt an ihnen ab, als sei es das Geplapper eines Kindes.

Am intensivsten ist das Zeitgefühl in der Kindheit und im Alter. Zukunft und Vergangenheit wirken seltsamerweise stärker auf uns ein als die Gegenwart. Kindheit und Alter üben sich im Warten.

Eigenartig, wie selbstverständlich wir mit der Zeit rechnen, die noch nicht ist.

Was geschieht eigentlich mit der Zeit, nachdem sie vergangen ist? Und was tut sie, bevor sie kommt? Kinderfragen!

Der Tag kommt, und der Tag geht. Was habe ich heute getan? Nach dem Aufstehen habe ich gefrühstückt, die Zeitung gelesen, dann im Garten einen Rosenstock gepflanzt, einen Busch geschnitten, die Treppe vor dem Hauseingang gewischt, ein kleines Mittagessen eingenommen, bis in den Abend hinein an

«Aufzeichnungen» herumgebastelt. Hat mein bisschen Tun einen Sinn? Ja. Eine Bedeutung? Nein. Und trotzdem werde ich das Bisschen morgen wieder tun. Wer die Bedeutung eines Tuns über dessen Sinn stellt, schmälert den Sinn.

Machtsysteme schwanken immer zwischen Unflexibilität und Scheineffizienz.

Nach Friedrich Dürrenmatt ist ein Machtsystem erst dann perfekt, wenn sich die in ihm Eingesperreten völlig frei fühlen.

Beim Bau eines Machtsystems wird immer mit dem Dach, nicht mit dem Fundament begonnen.

Systeme sind lebensfremd, darum Männersache.

In allen Systemen, nicht nur in gesellschaftlichen, steckt etwas Gewalttätiges.

Die dritte industrielle Revolution, die elektronische, vollzieht die endgültige Wende hin zum System. Seelenklimatisch gesprochen führt sie uns in den Winter.

Wäre der Mensch ein systematisches Wesen, würde er nach dem Unsystematischen suchen.

Viele Leute glauben, dass das Geniale sich an den «Einfällen» des Künstlers erkennen lasse. Daran ist etwas. Im «Berghof» zu Davos wird täglich vorschriftsgemäss Fieber gemessen. Joachim Ziemssen hat Temperatur, bald auch – aus Sympathie oder weil die Höhenlage «reizt» – Hans Castorp. Aber die beiden sagen nicht «Temperatur», wenn sie 37,4° messen, sondern «Tempus». Wer den «Zauberberg» von Thomas Mann ein wenig begreift und liebt, wird diesen «Einfall» restlos bewundern, denn er stellt wie mit Zauberhand die Verbindung her zwischen der lauernden Fatalität der Krankheit und dem Generalthema des Romans: der in der Routine des Sanatoriumalltags erstarrenden, gleichsam absterbenden und gerade darum rasend verfliegenden Zeit. Was bei Thomas Mann so leicht daher kommt, dass man es als Witz abtun könnte, ist, einem einzigen launigen Wort anvertraut, der Schlüssel, der uns das Tor zu den Abgründen des Lebens öffnet. Dieser Einfall ist genial!

Es ist nicht auszumachen, welche Menschen uns im Leben mehr vorangebracht haben: jene, die uns hartnäckig kritisiert, oder jene, die uns kritiklos angenommen haben. Der Verstand entscheidet sich eher für die Ersten, das Gefühl eher für die Zweiten.

Das Bündel, in dem wir unsere Ansprüche, Erwartungen, Wünsche und Hoffnungen durchs Leben tragen, wird mit dem Alter leichter. Es ist für mich keine Frage, wer den Gewichtsverlust deutlicher spürt: derjenige, dessen Bündel zu Beginn voll gepackt war, oder derjenige, der schon immer mit leichtem Gepäck auf die Reise ging.

Dem Tod schmecken die nicht müde Gewordenen besser als die Sterbensmüden.

Mein Grossvater väterlicherseits, von dem ich eine Porträtfotografie besitze, die ihn als etwa Sechzigjährigen zeigt, war ein stämmiger, in sich gekehrter Mann und ein Schweiger. Und gescheit sei er auch, pflegte meine Mutter respektvoll zu sagen, er habe nur dumm geheiratet, eine späte Schöne ohne Format, das Grosi im Jammertal, wie wir sie spöttisch nannten. Worüber mein Grossvater schwieg oder ob er nur schwieg, weil er früh schwerhörig geworden war und das meiste, was um ihn herum geredet wurde, nicht verstand, wusste ich als Schulbub nicht. Erst viel später, als er längst tot war, ahnte ich, dass er nicht nur schwieg, weil er ein Schweiger und schwerhörig war, sondern dass es in seinem Leben nicht viel gab, worüber zu sprechen sich lohnte. Er war ein Kleinbauer im Seetal, der auf dem Gütlein seiner Vorväter sitzen geblieben war und der den mageren Ertrag der Landwirtschaft als Maurer im Stundenlohn aufbesserte. Ihm muss früh klar geworden sein, dass es für sein Heimetli (12 Jucharten, 4 Kühe) keine Zukunft gab, auch dann nicht, als er es zu Beginn des Zweiten Weltkriegs seinem jüngeren Sohn Paul, der mein Pate war, übergab. Und so kam es dann auch. Heute steht das alte, nicht mehr bewohnte Bauernhaus verlottert da und wartet auf den Abriss. Mein Grossvater beschwieg, so nehme ich heute an, die Mühsal eines in harter Arbeit aufgezehrten Lebens, das wenig Freuden kannte. Wenn es hoch kam, leistete er sich am Sonntagnachmittag ein Schöpplein Roten im Wirtshaus am See, und später sagte man mir, er habe einzig darüber so etwas wie Genugtuung empfunden, dass es ihm gelungen war, seinen jüngeren Geschwistern und seinem älteren Sohn eine gute Ausbildung zu ermöglichen und dank ertragreichen Kirschbäumen schuldenfrei zu werden.

Schuldenfrei werden – das war ein Ausspruch, den ich als Junge in meiner Familie des öfters hörte. Mein Vater erwähnte bei jeder Gelegenheit, sein Vater, mein Grossvater, habe ihm eingeschärft, man dürfe kein Haus bauen, wenn man das Grundstück nicht bar bezahlen könne, und darum habe ihm sein Vater, als es so weit war, das Geld für das Grundstück bar in die Hand gedrückt – 4500 Franken – schwer abgerackertes Geld! Geblieben sind mir aus dem grossväterlichen Erbe vier kleine Wiesenstücke, die einmal im Jahr von Pächtern gemäht werden. Von den ertragreichen Kirschbäumen steht keiner mehr.

Der Grossvater hat mir nie gesagt, was er von mir hielt, ich war ja erst ein Bub. Aber stets am letzten Ferientag, den ich bei ihm und Onkel Paul verbrachte, trat er, kurz bevor ich gehen musste, an den Stubensekretär, zog ein Schubfach, griff hinein und drückte mir wortlos einen glänzenden Fünfliber in die Hand. Seine noch im hohen Alter wachen, hellen Augen ruhten auf mir, und ich spürte genau, dass ich ihm gefiel.

Ein halbes Jahr vor seinem Tod hackte sich der Grossvater beim Holzspalten den halben Daumen ab. Als die Wunde kaum blutete, sagte er, sein Schweigen brechend, es gehe mit ihm zu Ende, die Kraft reiche nicht einmal mehr zum Bluten.

Er starb wie seine Vorväter im kleinen Stübchen neben der Wohnstube. Auf dem Sterbebett liess er seine Frau, das Grosi im Jammertal, nicht mehr zu sich; dagegen duldete er mich, den Buben, gern. Er lag still da und schwieg. Sein Tod erschütterte mich, er würgte mich; ich hatte vom Tod bis anhin nichts gewusst. Ich war 12 Jahre alt. Als ich im Krematorium die Urne erblickte, in der Grossvaters Asche lag, kam das Würgen wieder; ich fühlte dumpf, dass meine Kindheit zu Ende war.

Wer den Andern leichter verzeiht als sich selbst, kann kein ganz gewöhnlicher Mensch sein.

Wer verzeiht, lässt sich herab. Im Verzeihen steckt ein Gefälle, das mir nicht gefällt.

Schon Montaigne hat gesagt, dass alles Unerspessliche im privaten wie im öffentlichen Leben daraus fliesse, dass die Menschen «zu gut von sich denken».

Dass es das «richtige», dem äusserlich wie innerlich Schönen verpflichtete Leben gibt, habe ich intensiv gespürt, als ich mit 19 Jahren Stifters «Nachsommer» las. Erst viel später ging mir auf, dass der «Nachsommer» ein Traum vom «richtigen» Leben ist, geträumt und niedergeschrieben von einem, der das Leiden an der Brüchigkeit des Richtigen und Schönen bis zur Neige, bis hin zur Selbstzerstörung ausgekostet hat. Es geht also – und das ist keineswegs abschätzig gemeint – um Kompensation: Die Dichtung muss geben, was ein schmerzlich verkümmertes, in Verbitterung mündendes Leben nicht gewährt. Diese Erfahrung teilte Stifter übrigens mit C. F. Meyer, dessen dichterische Träume von heroischer Tat und geschichtlicher Grösse auch dazu dienten, der kränkenden Verkürzung und Untüchtigkeit im wirklichen Leben zu entfliehen. Ich vermutete, dass letztlich alle schöpferischen Werke auf Kompensation beruhen, das heisst, dass sie ihre Entstehung nicht einer Fülle, sondern einem Mangel verdanken. Voll gelebtes Leben führt nicht hin zu Kunst.

Rat an den Aphoristiker: Wenn du zwei Wörter zur Auswahl hast, wähle das kleinere; wenn drei, das kleinste!

Die kleinen Wörter sind wertbeständiger als die grossen, sie haben weniger zu verlieren. Ihre Unscheinbarkeit schützt sie.

Der Geist tendiert zum Finalen, die Seele zum Zyklischen.

Das Zyklische hat nichts zu tun mit der «ewigen Wiederkehr des Gleichen». Das Zyklische entspricht nicht dem geschlossenen Kreis, es entspricht der offenen Spirale. Was einmal war, wird nie mehr so sein.

Nichts verkürzt die Zeit mehr als die Gliederung in Sekunden, Minuten, Stunden, Tage, Wochen, Monate, Jahre. Wahrscheinlich hätte ich das Gefühl, bereits eine Ewigkeit gelebt zu haben, wenn ich nicht durch die Gliederung der Zeit hindurchgejagt worden wäre.

Die Kindheit erscheint uns darum so lang, weil ihr die zeitliche Feingliederung fehlt, das Alter darum so kurz, weil wir mit jeder Stunde rechnen.

Ich trete vor die Haustüre, ich will in die Stadt. Soll ich den etwas längeren Weg treppaufwärts oder den direkten treppabwärts nehmen? Ich schwanke, dann nehme ich den treppabwärts; weshalb, ist mir nicht klar, wahrscheinlich aus Bequemlichkeit. Am südlichen Brückenkopf halte ich an; ich schwanke, ob ich das Grünlicht abwarten oder noch bei Rot die Strasse überqueren soll. Ich überquere bei Rot. Drüben habe ich ein gutes Gefühl. Trotzdem: Ich habe geschwankt, denn das Rot ist mächtig; es erwartet, dass wir gehorchen, und rechnet mit einem kleinen Gewissensbiss, wenn wir's nicht tun. Nach den ersten erledigten Kommissionen schwanke ich, ob ich mir in der «Tuchlaube» einen Kaffee genehmigen will. Ich verschiebe den Entscheid, weil ich weiss, dass mich der Weg nochmals hier vorbeiführen wird. Vielleicht dann.

Wenn ich nur wüsste, warum ich in der letzten Zeit so oft schwanke! Die meisten Menschen entscheiden doch schnell im Alltagsleben, schnell und gedankenlos. Warum nicht ich? Hat das mit meiner Unausgelastetheit zu tun, damit, dass mir keine Schulglocke mehr läutet, dass die meisten meiner täglichen Pflichten unbedeutend geworden sind? Oder geniesse ich einfach die Offenheit des Tages, das süsse Privileg des Rentners? Wenn ich das wüsste! Aber wenn ich es wüsste, wäre die kleine innere Spannung dahin, die sich bei jedem Schwanken einstellt. So oder auch anders zu können, mich vor augenblicklichen Entscheidungen zu drücken, ohne nachteilige Folgen befürchten zu müssen – fahre ich morgen nach St. Ursanne oder erst übermorgen? –, diese sich anbietenden, gleitenden Möglichkeiten erinnern mich, ob ich sie ergreife oder nicht, an eine

Zeit, die weit zurück liegt, an die schweifenden Jahre der Kindheit, deren Morgenröte nun hinüberwinkt in die Dämmerung des Alters.

Die «Tuchlaube» ist gut besetzt. Ein bisschen viel Leute, denke ich. Bestimmt ist die «Neue Zürcher» nicht frei. Aber ein Kaffee wäre nicht schlecht. Ich spähe nochmals durch die grosse Frontscheibe. Ein Tischchen ist unbesetzt, aber sonst – zu viele Leute, denke ich. Denke ich das, damit ich meinem Schwanken ein Ende bereiten kann? Was nun also? Gehe ich hinein oder nicht? Ich gehe nicht – zu viele Leute ... An der Ecke beim Metzger Speck, dort wo's hinunter zur Brücke geht, erfasst mich ein kalter Windstoss aus Nordwest. Der Herbst ist da. Heute Abend werde ich die Heizung einschalten. Ganz bestimmt!

II Verse

Anleihe

Das Reimgeschäft
läuft nicht zurzeit,
die Reime sind zerschlissen;
der Dilettant,
stets reimbereit,
scheint nichts davon zu wissen.

Die Erde träumt,
als ob sie müsst,
verzückt im Blütenschimmer
vom Himmel, der
sie «still geküsst» –
das ist vorbei – für immer!

Die Seele

In den Zügen und Gebärden,
die durch sie lebendig werden,
fassen wir sie nicht.

Wenn im Tode sie versiegelt,
was im Antlitz sich gespiegelt,
ahnt man ihr Gesicht.

Unsterblichkeit ...

Als Widerschein der Sterblichkeit:
ein Rückschluss – und nicht mehr!
Ich bin ein Kind der Erdenzeit
und hoffe nicht zu sehr.

Ich zweifle, ob ich einer bin,
der nicht zu Recht vergeht.
Wo läge, frag ich, mein Gewinn,
wenn jeder aufersteht ...

Die Vergangenheit

Was eben noch im Lichte stand,
verblasst zum Dunkel hin;
aus Zukunft, die ein Ende fand,
zieht sie den Hauptgewinn.

Der Zahn der Zeit, gefräßig, scharf,
versorgt sie wirkungsvoll
mit Nahrung, deren sie bedarf,
damit sie wachsen soll.

Vergangenheit, du Grab der Zeit,
aus dem Vergessen winkt!
Du bist ein Meer, so tief, so weit,
in dem, was wird, ertrinkt.

Die Gegenwart

Die Gegenwart – ob es sie gibt,
darüber herrscht ein Streit;
weil, was sie fasst, sogleich zerstiebt,
fehlt ihr die Haltbarkeit.

Die Gegenwart gleicht einem Sieb,
durch das der Zeitstrom rinnt.
Zum Strom im Sieb passt der Beschrieb:
Er endet und beginnt.

Die Gegenwart bleibt niemals stehn,
sie sagt: Ich bin so frei!
Was auch geschieht – es ist geschehn –
es ist bereits vorbei!

Die Zukunft

Ihr Wesen scheint uns rätselhaft,
sie hat auch kein Gesicht.
Was überdies Verwirrung schafft:
Sie hüllt sich ins Nochnicht.

Sie wartet lang, sie spart sich auf,
sie sträubt sich vor dem Jetzt.
Kein Wunsch beschleunigt ihren Lauf,
sie zögert bis zuletzt.

Doch wenn sie kommt, stürzt sie heran,
zu schnellem Tod bereit.
Sie bricht die Hülle, löst den Bann
und ist – Vergangenheit!

Die Waagschalen

Sinkt die eine,
steigt die andere –
anders geht es nicht;
tragen beide
gleiche Lasten,
herrscht ein Gleichgewicht.

Übertragen
auf das Leben:
Meist sind sie entzweit.
Dass sie gleichgewichtig schweben,
ist die Seltenheit.

Steigt der eine,
sinkt der andre –
anders geht es kaum.
Dass sie beide
gleich schwer tragen,
bleibt ein schöner Traum.

Die Zeit

Was tut die Zeit?
Sie kommt, sie geht,
sie jährt sich in uns ein.
Was tut sie nicht?
Sie hält nicht an:
Was war, wird nie mehr sein.

Was ist die Zeit?
Ich weiss es nicht,
ich bin kein weiser Mann.
Das Schicksal zieht
aus ihr die Macht,
die keiner brechen kann.

Sommer 2003

Wochenlang die gleiche Hitze,
gnadenlose Glut;
durch die schmalste Mauerritze
dringt die Wärmeflut.

Wochenlang das gleiche Feuer,
das die Krume sprengt;
unerbittlich, ungeheuer
loht es und versengt.

Ungewässert, ohne Nahrung
stirbt die junge Saat.
Zeichenhafte Offenbarung,
dass das Ende naht.

Das Pendel

Einmal leicht und einmal schwer
schwingt das Pendel hin und her.
Kräfte, die nach unten ziehen,
sind dem Aufschwung nur geliehen.

Einmal leicht und einmal schwer
rückt das Pendel hin und her.
Weil die Kräfte langsam schwinden,
muss es schneller Atem finden.

Was den Schnauf ihm nimmt,
ist dadurch bestimmt,
dass, was in ihm schwebt,
nur vom Anstoss lebt.

Das Fragezeichen

Rein ästhetisch, das ist klar,
stellt es sich vortrefflich dar.
Diesbezüglich kann kein Zeichen
sich im Ernst mit ihm vergleichen.
Wer es sieht, denkt unwillkürlich:
Irgendwie wirkt es figürlich.
Kopf und Rücken, schön geschwungen,
gleiten zu den Niederungen
einer Taille, die sich – schmal –
löst von ihrem Piedestal.

Doch zum Zeichen seiner Würde
trägt das Zeichen eine Bürde.
Es schaut rückwärts auf Gefragtes,
nimmt es auf und – ja – beklagt es,
dass die Dummen und Bequemen
es zuerst in Anspruch nehmen.
Warum? Weshalb? Wieso? Weswegen?
Wozu? Womit? Wofür? Wogegen?
Das geht so leicht, fast wie geschenkt;
es fragt sich schnell, wenn man nicht denkt!

Das stete Fragen – und ob's taugt,
hat unser Zeichen ausgelaugt.
Es sehnt sich mehr und mehr nach Fragen,
die seiner Würde Rechnung tragen;
nach Fragen, die den Missbrauch mindern,
wie die von Klugen und von Kindern.
Es sind die Fragen, die uns streifen
in Wundern, die wir nicht begreifen:
Warum wir werden und vergehn –
und was es braucht, das zu verstehn.

Zur Einübung der Zeitstufen

Aus wird wird ist
und daraus war,
das ist uns allen sonnenklar.
Was sein wird
hat so lange Frist,
bis es dereinst gewesen ist.

Ich sitze da
und frage mich,
was gestern denn gewesen ist.

Schon gestern sass
ich sinnend da
und fragte, was gewesen war.

Und morgen schon,
zu meiner Pein,
wird das, was wird, gewesen sein.

Kinderart

Wo ich nicht bin,
möcht ich gern hin.
Bin ich dann dort,
zieht's mich gleich fort.
Ich möcht gern hin,
wo ich nicht bin.

Alle Tage fließen

Alle Tage fließen
in das Meer der Zeit;
während wir geniessen,
wächst Vergangenheit.

Alle Wege münden
in die Bucht am Fluss,
den aus dunklen Gründen
jeder queren muss.

Was uns drüben wartet,
meld ich auf Geheiss:
Es ist so geartet,
dass es keiner weiss.

Alter Mann

Mit jedem Jahr, das dir zerrinnt,
verkürzt sich die Frist;
du fragst bei jedem, das beginnt,
ob es dein letztes ist.

Das letzte Wegstück nimmt dich fort,
es schenkt dir keine Rast.
Es zehrt dich auf und endet dort,
wo du begonnen hast.

's Puurehuus em Täli (für G. A.)

Deet em chliine Täli
schoht es Puurehuus.
Über d'Johr het's gschetteret,
Pfäischer send verwetteret,
's Siinerziit luegt druus.

's Puurehuus em Täli
esch scho lang am Änd.
Nüüt me cha's erschöttere,
nome die müend zettere,
wo's no vor sech händ.

's Chenderschpeel

Of em Platz vor de Chele
gsehsch Chender schpele.
Si wösse no nüüt vo de choorze Ziiit,
wie schnell sie em Alter dehende liit.

Du schtsch ond luegsch ond tänksch debii:
Grad äis vo dene besch äumol gsii.
Ond denn gohsch wiiter, 's Speel esch uus,
dor d' Gass dorab zum letschte Huus.

D' Glogge

Ietz lüüte si äim zom letschte Gang,
du wäisch ned, wer er esch.
Sig's e Fräu, es Chend oder sig's e Maa,
grad so lost sech äinisch d' Glogge aa,
wenn du a de Reihe besch.

Jürg Steiner war an der Neuen Kantonsschule Aarau als Deutschlehrer tätig. Er lebt seit seiner Geburt in Aarau.